

Manfred Dahlmann

Das Ostgotenreich als Nahtstelle dreier Weltfriedensversuche

Vorbemerkung

Kriege werden nur im Hinblick auf Frieden geführt. Deshalb kann man durchaus vom Handeln für Frieden um seiner selbst willen sprechen. Etwa wenn, trotz empfindlicher Nachteile, auf Waffengewalt zur Durchsetzung eigener Ansprüche verzichtet wird. Dagegen führt selbst ein Berufssoldat keinen Krieg um des Krieges willen. Er ist eingebettet in ein gesellschaftliches Umfeld, das die politischen Bedingungen schaffen will, in dem Menschen mit Menschen friedfertig umgehen. Oder der Krieg gilt als ‚reinigendes Gewitter‘, das endlich ein ersehntes Leben ‚in Frieden‘ ermöglichen soll.¹ Bei der Beziehung zwischen Krieg und Frieden liegt der nicht sehr häufige Fall vor, daß innerhalb eines Gegensatzes eine eindeutige Finalität besteht.

Diese Finalität ist allein im Denken und als Gefühl präsent, sie beschreibt ein Ideal. Damit dieses Ideal nicht subjektives Wollen bleibt, muß es sich mit den materiellen Grundbedingungen der gesellschaftlichen Reproduktion in Übereinstimmung bringen lassen. Diese Aussage verliert den Charakter einer Allerweltweisheit, wenn man sie unwesentlich modifiziert und feststellt: Ein Ideal wie das des Friedens ist verwirklicht, wenn das Verhalten der Individuen sich genau mit der Kraft deckt, die die Einheitlichkeit der Gesellschaft konstituiert.

Daß es der Kapitalismus ist, der die heutige Welt als Einheit erscheinen läßt, dürfte kaum jemand bezweifeln. Dem distanzierenden Beobachter der aktuellen Friedenspolitiken bietet sich deshalb ein Schauspiel, das mindestens so alt ist wie die Sozialdemokratie (einschließlich ihrer stalinistischen Variante): Mit dem zweifellos richtigen Argument, daß die Ideale einer gerech-

ten Gesellschaftsordnung sich nur verwirklichen lassen, wenn man sein Handeln den objektiven Gegebenheiten anpaßt, begibt sich mittlerweile alle Welt auf den Weg totaler Akzeptanz der kapitalistischen Ordnung und erreicht logisch und praktisch konsequent das genaue Gegenteil des eigentlich Beabsichtigten. Allein schon das dem Kapitalismus wesentliche, seine Einheitlichkeit erst ermöglichende Konkurrenzprinzip sorgt dafür, daß es in ihm nie wirklich friedfertig zugehen kann.

Kritik an der kapitalistischen Vergesellschaftung setzt ein Bewußtsein über diesen fatalen Zusammenhang von Ideal und Praxis, d. h. den Zusammenhang von Denken und der materiellen Kraft voraus, auf (oder gegen) die sich dieses Denken be ruft. Dem Kritiker ist der Platz verschlossen, von dem aus man bequem die Nichtübereinstimmung von Ideal und Wirklichkeit beklagen kann. Ihm bleibt nichts weiter als der Versuch, über dieses Verhältnis von Denken und Wirklichkeit aufzuklären. Er hat zu zeigen, daß, je realistischer eine Praxis ist, sie umso konsequenter Wesen und Erscheinungsweise des Kapitals zusammenfallen läßt und sich damit daran beteiligt, auch die letzten Reste eines Wirklichkeitsbezuges zu beseitigen, der das totale und endgültige Eintreten dieser Katastrophe bisher noch in die Zukunft verschoben hat.

Wie die Geschichte der Marx-Rezeption gezeigt hat, reicht die Lektüre des ‚Kapitals‘ für eine der Kritik verpflichtete Aufklärung über die Erscheinungsweise des Kapitals bei weitem nicht aus. Marx hat viel zu viel im Dunklen gelassen. Die Marx-Exegeten haben das wenige Klare meist zusätzlich verdunkelt. Schon der erste Schritt einer solchen Aufklärung ist bisher nicht wirklich getan: nämlich die Klärung der Frage, wie sich der Kapitalismus historisch hat entwickeln können. Johannes Agnoli hat, besonders in seinem Aufsatz *Von der pax romana zur pax christiana. Zum institutionellen Scheitern zweier Weltfriedensversuche*,² die historisch wesentlichen politischen und geistigen Prozesse erläutert, auf die jede Darstellung der Entstehung des Kapitalismus und seiner aktuellen Erscheinungsweise aufbauen muß.

Um konkretistischen Mißverständnissen den Boden zu entziehen, soll zuvor darauf hingewiesen werden, daß die gesell-

schaftlichen Verhältnisse, wenn sie im folgenden im Anschluß an Agnoli im Hinblick auf das ihnen jeweils entsprechende Friedensideal historisch voneinander abgegrenzt werden, damit an Anschaulichkeit durchaus gewinnen können, von ihrer Abstraktheit dennoch nichts verlieren. Allen Epochen abendländischer Geschichte gemeinsam ist, daß in ihnen die Menschen von den ihre Tätigkeiten bestimmenden gesellschaftlichen Verhältnissen keinen Begriff hatten: weshalb Marx sie völlig zu recht allesamt zur Vorgeschichte möglicher Menschheit zählt. Es geht darum, die emotionale Motivation individuellen Handelns – und jedes Ideal ist solch ein emotional sich bestimmender Antrieb – auf deren gesellschaftliche Bedingtheit zurückzuführen. Besonders heute tut alle Welt – trotz Freud – so, als sei das eigene Verhalten rational bestimmt. Die moderne Werbung weiß es besser; rational ist bloß die dem tatsächlichen Handeln aufgesetzte Rechtfertigung. Das Mißverhältnis zwischen dem, was die Menschen denken, warum sie etwas tun, und dem, aus welchen Motiven heraus sie das, was sie tun, wirklich tun, war zu keiner Epoche kleiner als heutzutage. Indem der moderne wissenschaftliche Nominalismus – der in Wirklichkeit ein Realismus par excellence ist – sich um die Differenz von Erscheinung und Wesen nicht mehr kümmert, fördert er die Begriffslosigkeit heutiger menschlicher Existenz anstatt sie zu verringern; mehr noch: anzunehmen ist, daß die Verallgemeinerung des jeder Wissenschaft zugrundeliegenden Geltungsanspruchs der Grund ist, der die Bewußtwerdung der Menschen heutzutage verhindert. Die auf Allgemeingültigkeit sich berufende Geltung erweist sich bei näherem Hinsehen als Gewißheit; Gewißheit ist – das wußte sogar der späte Wittgenstein – ein Gefühl, das sich, wie etwa die Ängstlichkeit, auf Beliebigen beziehen kann. Um das, was den Menschen zu verschiedenen Epochen jeweils als ‚gewiß‘ gegolten hat, geht es im folgenden; und den Versuch, zu ermitteln, welches wirkliche Sein – was etwas ganz anderes ist als ein vernunftgemäßes Sein – sich in dieser Gewißheit Ausdruck verschafft hat.

1. Historische Situation

Das Ostgotenreich kann als ein Scharnier des Überganges von der römischen Antike in das Mittelalter des westlichen Abendlandes angesehen werden. Wie in einem Brennglas fallen hier die politischen Verhältnisse, die ökonomischen Zustände und die geistige Situation des westlichen Abendlandes dieser Zeit in all ihren Differenzen in eins. Unter dieser Herrschaft vereinigen sich im italienischen Kernland des ehemaligen römischen Reiches für kurze Zeit nahezu all die in den Jahrhunderten zuvor vorbereiteten Bewegungen, um dann die Transformation der Antike in das Mittelalter abschließend zu vollziehen. (Anders als etwa zeitgleich im ehemaligen Gallien, wo dieser Prozeß sich um einiges reibungsloser vollzieht). Was dieses kurze ‚historische Zwischenspiel‘ darüberhinaus bedeutsam macht, ist, daß sich in ihm die ideologischen Positionen herausbilden, die drei Jahrhunderte später, als sich die Aporien der *pax christiana* historisch genauso als unüberwindbar erweisen wie zuvor die der *pax romana*, eine wesentliche Rolle bei der Konstituierung eines wiederum historisch neuen Friedensideals spielen.

Die Entstehung dieses Reiches verdankte sich einem diplomatischen Schachzug des Kaisers in Konstantinopel. Zenon wollte die Ostgoten unter Theoderich, die vor allem in Pannonien als *foederati* angesiedelt worden waren, die Gegend vor Konstantinopel (Thrakien) trotzdem immer wieder überfielen, los werden. Theoderich schloß nach einigen siegreichen Schlachten mit Odoaker (einem zum italienischen König gekürten Germanen, der Romulus, den formal letzten weströmischen Kaiser abgesetzt hatte) im Jahre 493 in Ravenna einen Frieden; die zu erwartende Undurchführbarkeit einer Gewaltenteilung zwischen zwei gleichrangigen Königen auf ein und demselben Herrschaftsgebiet löste er auf, indem er höchstpersönlich Odoaker ins Jenseits beförderte. Er war nun militärisch und politisch stärker als es dem auf Zenon folgenden Kaiser Anastasios recht sein konnte. Das Ostgotenreich blieb jedoch eingezwängt in eine Vielzahl es von außen – v.a. seitens der anderen Germanenreichen – bedrohenden und ihm im Inneren entgegenstehende Machtzentren.

Ökonomisch war das gesamte Westreich weitgehend auf Naturalwirtschaft zurückgeworfen. Die feudalisierenden Konsequenzen der diokletianisch-konstantinischen Reformen aber zeigten sich in Italien besonders deutlich, denn hier war der Unterschied zu früheren Zeiten krasser als in den anderen Gebieten. Die alte römische Verwaltung und das römische Rechtssystem existierten zwar noch und wurden von der Regierung Theoderichs auf seinem unmittelbaren Herrschaftsgebiet konsequent gerade mit dem Ziel wiederbelebt und genutzt, der Feudalisierung entgegenzuwirken. Aber die die Verwaltung tragende Schicht – das altrömische Patriziat, mit den römischen Senatoren an der Spitze – blieb den Ostgoten gegenüber skeptisch eingestellt und blockierte zumindest auf stillem Wege jedes effektive Verwaltungshandeln. Der Senat von Rom war politisch – wie schon seit dem Prinzipat – zwar weiterhin bedeutungslos, praktisch jedoch für die Ostgoten unverzichtbar, vor allem aus ideologischen Gründen: Noch immer repräsentierte dieser Senat das alte Reichsideal, das für Theoderich die zentrale Quelle seiner Legitimation blieb. Die Einordnung in diese Tradition der *pax romana* war die einzige Stütze, die er über seine militärische Macht hinaus hatte – ohne die Berufung auf diese Tradition wäre sie sofort wieder zusammengebrochen. Weil sich in der Reichsidee seine Herrschaft legitimierte, konnte sich Theoderich trotz allen Bemühens auch nicht vollständig dem von Konstantinopel ausgehenden Druck entziehen.

Schließlich gab es noch die katholische Kirche. Sie war noch stark mit sich selbst beschäftigt, v.a. mit der Bekämpfung der Häretiker, die dem sich institutionell und ideologisch verfestigenden Katholizismus im Wege standen: Der Augustinismus mußte noch endgültig gegen den Pelagianismus durchgesetzt werden; die Monophysiten im Osten schienen sich durch keine ökumenische Bemühung tatsächlich in die katholische Kirche integrieren zu lassen, und der Arianismus, dem die Ostgoten sowie die anderen Germanenstämme anhängen, war den Katholiken ebenfalls noch mehr als nur ein Dorn im Auge. Doch die Fronten waren diesem Katholizismus längst klar. Und so trat für Theoderich neben die politische Isolation von Ostrom und vom römischen Patriziat die konfessionelle hinzu: Der Katholizismus

war der Glaube des Großteils aller Untertanen in Italien. Auch die aus diesem Glauben erwachsende Macht zwang die arianischen Ostgoten in die Defensive.

2. Katholische Politik: Gelasius

Im innerkirchlichen Kampf zielte die katholische Kirche³ darauf, den römisch-katholischen Bischof als Papst zum Stellvertreter Gottes auf Erden zu erheben und ihm den Primat über die Christenheit zu sichern. Was ihr unter der Herrschaft der Ostgoten – nicht zuletzt weil Theoderich, anders als der Kaiser in Konstantinopel, keine Kraft aufbringen konnte, sich regelnd in die inneren Konflikte der Kirche einzuschalten – gelang; wenn auch auf Kosten des Schismas mit der Ostkirche. Die katholische Kirche war mittlerweile aber so gefestigt, daß sie sich trotz ihrer inneren Probleme als eine alles andere als uneigennützig Vermittlerin für die Schwierigkeiten, in die Theoderich sich verfangen sah, betätigen konnte. In diesen Vermittlungsbemühungen nutzte der Katholizismus konsequent die politische Instabilität in Italien, um sich als geistige und weltliche Macht weiter zu etablieren.

Gelasius (seit 492 Papst) spielte hier die Schlüsselrolle. Für diesen ist zunächst festzustellen, daß sich an ihm eine für die Folgezeit sehr bedeutsame kulturelle Erscheinung festmachen läßt: In den schriftlichen Zeugnissen, die dem Ideal der *pax christiana* verpflichtet sind, wimmelt es von Fälschungen; eine Erscheinung, die in dieser Form (und in diesem Ausmaß) eine außerordentliche weltgeschichtliche Neuheit darstellen dürfte.

Wichtiger als die Frage nach der Echtheit von Dokumenten, um die sich die Zunft der Mittelalterhistoriker und Philosophiegeschichtler vornehmlich streitet, ist die Frage, welche Aussagen (und Taten) in ihnen einer historischen Person in welcher Absicht unterstellt werden. Besonders deutlich läßt sich dies an der wirksamsten Fälschung des Mittelalters demonstrieren: der Konstantinischen Schenkung. Ob Konstantin dem Papst wirklich den Kirchenstaat vermacht hat, ist für eine Rekonstruktion der das Handeln bestimmenden Einflüsse reichlich unerheb-